

Hansjörg Schneider
Im Café
und auf der Straße

GESCHICHTEN

Mit einem Nachwort von
Beatrice von Matt

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2002
im Ammann Verlag, Zürich
Covermotiv: Illustration von
Christoph Niemann, ›Seville‹, 2015
Copyright © Christoph Niemann

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/19/852/1
ISBN 978 3 257 24472 4

Inhalt

I

Die Nachbarin	15
Weiß wie Schnee	18
Winterland	21
Der Vogel	24
In der Niemandszeit	26
Der Kinderwagen	28
Im Café und auf der Straße	31
Mattensalat	34
Ein Fliederbusch	37
Das Mädchen am Weiher	39
Der Mann im Garten	41
Die Frau im Parterre	44
Das automatische Band	47
Mitten am Nachmittag	49
Der Mann im Überkleid	51
Indianer	54
Schwimmen im Fluss	57
Der singende Mann	60

Spätsommerlicht	62
Im Park	64
Die Frau am Brunnen	67
Sardinien	70
Menorca	73
Katzentod	76
Nachtbeiz	79
Die Bank am Fluss	82
Ein blauer Schirm	85
Ein gelber Faden	88
Die Aale wollen an Land	91
Alt wie ein Rabe	94
Der fremde Mann	97
Kleinbasler Sehnsucht	100

II

Henriette	107
Himmelsbach	114
Der Matrose	122
Der Mann am Saxophon	128
Der Browning	132

III

- Beduine mit Sonnenlicht 155
Nice day 158
Am Kanal 160
Rue Labat, Paris 163
Ein Stern über Whitechapel 174

IV

- Jesus auf dem Hüniger Riff 183
Eine Weihnachtserzählung

Nachwort
von Beatrice von Matt 207

Der Vogel

Ich kenne ihn seit Jahren. Immer in den Wintermonaten hockt er im Geäst der Stechpalme vor dem Haus nebenan, schwarz mit gelbem Schnabel, ein Amselmann. Man sieht ihn kaum, aber man hört ihn. Er singt den ganzen Tag leise vor sich hin, ob's regnet oder schneit, er versucht zu flöten.

Als ich ihn zum ersten Mal hörte, habe ich meinen Ohren nicht getraut. Was sollte das Gezwitscher, tief im Winter?

Warum so leise, fast nebenbei, als ob es gar kein richtiger Gesang sein sollte?

Ich stand auf dem Trottoir, vor mir der Eisenhag, dahinter die Stechpalme, darin der Vogel. Er hielt sich offenbar für unentdeckbar, geschützt durch die immergrünen Blätter. Er hat gesungen, als ob ich geträumt hätte.

Er hockt immer dort zur kalten Zeit, wenn ich vorbeigehe, meist übertönt von den Autos, die vorbeierollen. Es ist ein guter Platz, an dem er überwintert. Der Busch ist voller roter Beeren. Die frisst er

alle auf, eine nach der andern, im Frühjahr ist keine mehr da.

Ich frage mich, warum er überhaupt zu singen versucht. Ich würde ihm raten, sich still zu verhalten, er muss zu dieser Jahreszeit kein Revier verteidigen, und zu jubeln gibt es auch nichts. Sein Flöten verbraucht nur Energie. Er ist wohl verhaltensgestört.

Ich höre ihn jeden Morgen, wenn ich meine Wohnung verlasse, ich achte auf seine Töne. Manchmal pfeife ich zurück, dann hört er sogleich auf. Vermutlich bin ich der einzige Mensch, der ihn kennt.

Im Frühjahr, wenn die Tage wieder länger werden und die Stechpalme leergefressen ist, ist er nicht mehr zu sehen. Ich weiß nicht, wohin er dann fliegt, vielleicht auf ein Dach der Mietshäuser ringsum. Dort hockt er auf einer Fernsehantenne, wenn die Sonne aufgeht, und jubiliert in den Himmel hinein. Ich höre ihn, wenn ich aus einem Morgentraum erwache.

In der Niemandszeit

Er war in einem dunkelgrauen, kaum erkennbaren Fischgratmuster gewoben. Er war zweireihig und in der Taille eingenommen. Hinten hing ein Gürtel, dessen braungefaserte Knöpfe man aufknöpfen konnte, ohne dass das irgendetwas geändert hätte. Das Stolze daran waren die beiden Kragenden. So mussten die Ohren einsamer Elche im finnischen Winter aussehen: überdimensioniert, kalte Luft schaufelnd, elegant. Meine Mutter hatte an das eine Ende einen Knopf und ans andere die dazugehörige Öse genäht, und so konnte ich bei allzu steifem Gegenwind den Kragen zuknöpfen.

Natürlich war er absolut unzeitgemäß. Aber es war mein erster Mantel, und ich war 18. Mein Vater hatte ihn getragen, als ich ein kleines Kind gewesen war. Danach hatte er jahrelang im Elternschrank gehangen, bis ich ihn entdeckt und aus der dichtgedrängten Reihe herausgerissen habe. Ich probierte ihn sogleich vor dem Spiegel an. Er war mir nur ein bisschen zu groß.

Es lachte mich niemand aus, als ich am anderen Morgen in ihm zur Schule ging. Der Ernst, mit dem ich ihn trug, erdrückte jeden Spott.

Es ist die graue Zeit zwischen Winter und Frühjahr: eine gute Zeit, wenn man unter verschneiten Tannen spazieren geht. Eine Niemandszeit, wenn man in einer Stadt sitzt wie dieser, durch die die Autokolonnen schleichen. Außer diesen Maschinen ist nichts zu sehen, was sich bewegt, kein Bein, kein Arm, kein Elch. Und oben hängt der Nebel.

Es wäre gut, in einem fischgratgrauen Mantel zu stecken, der links und rechts Taschen hat fast bis zu den Knien hinunter. Man füllt sie mit Baumnüssen als Notzehrung und steigt hinunter in die verschmierte Straße. Wenn von der Kreuzung vorn ein kalter Wind bläst, nimmt man die Hände aus den Taschen, stellt sich kurz in einen Hauseingang, klappt den Kragen hoch und knöpft ihn zusammen. So geschützt und eingeeicht kann man getrost weiterziehen die Straße hinunter zur Stadt hin.